

Selbstbestimmung jenseits des Steigerungszwangs? Über die mentalen Infrastrukturen der Wachstumsgesellschaft und Wege ihrer Überwindung

Tobias Schottdorf

Tobias Schottdorf: tobias.schottdorf@leuphana.de

Die zeitgenössische wachstumszentrierte Gesellschaft führt uns die Grenzen der Aufklärung vor Augen. Deren rational-argumentative Grundstruktur ist nämlich einzig in der Lage, an die kognitiven Elemente unseres Orientierungsapparates zu appellieren. Das moderne Wachstumsparadigma formt jedoch die Mentalität der Subjekte in einem umfassenden Sinne. Denn deren emotionaler Haushalt, ihre Denk- und Verhaltensmuster, sind konstitutiv mit dem Wachstumsimperativ verbunden. Letzterer ist so fest in die Routinen und Deutungen, in den Habitus der Akteure eingebunden, dass das eigene Selbstverständnis überhaupt nicht mehr ohne Rekurs auf Ideen der Entfaltung, der unabschließbaren Bildung, der Expansion und Entwicklung gedacht werden kann.

Ziel des Beitrages soll es *einerseits* sein, die These zu plausibilisieren, wonach sich das Wachstumsprinzip bis ins Innerste der Subjekte eingeschrieben hat. Zwischen beiden besteht insofern eine systematische Verknüpfung, als die eigene Biografie als Durchgangsprozess verstanden wird, innerhalb dessen jede Errungenschaft ihre Bedeutung dadurch erhält, dass sie Ausgangspunkt und Vorläufer für den nächsten Erfolg darstellt. Die Suche nach dem vermeintlich „wahren“ Ich wird damit unabschließbar. Dies bedeutet, *andererseits*, aber auch, dass die klassischen Verfahren der Aufklärung, die einem argumentativen Appell an die Vernunft und Einsicht der Akteure ähneln, nicht hinreichen, um die habitualisierten Handlungsroutinen und vorbewussten Denkmuster zu transzendieren. Dies wäre allerdings die Voraussetzung für die Etablierung einer tatsächlichen Postwachstumsgesellschaft.

Aufklärung hätte, so ließe sich folgern, eine zweigleisige Strategie zu fahren: Sie muss eben auch und insbesondere praktisch werden, denn die mentale Infrastruktur der Wachstumsgesellschaft vermag nur durch eine Veränderung der Routinen und institutionalisierten Verfahrensweisen neu geschrieben zu werden.

Die „ins Nichts gestellte“ Sorge – ein Vorschlag zur Begrenzung eines entgrenzten Selbst-Weltverhältnisses

Lisa-Alexandra Henke

Lisa-Alexandra Henke: lihenke@uni-mainz.de

Innerhalb der Diskussion um eine Hybriditätskategorie (Kron 2015), die sich in den Diskursfeldern der Postmoderne, des Postkolonialismus, den Cultural Studies und dem Posthumanismus herausgebildet hat, lässt sich vermehrt das Postulat einer zunehmenden Entgrenzung zwischen Selbst und Welt konstatieren. Narrative, die sich um das Phänomen einer „Liquid Modernity“ (Baumann 2000) oder dem Latour'schen Konzept der „Quasi-Objekte“ (Latour 2008) in posthumanistischer Prägung ranken, lassen sich durch eine, wenn auch nicht zwingend intendierte, gemeinsame Zielvereinbarung engführen. Verschiedene Ansätze heben die Entgrenzung zwischen Welt und Selbst als ein erstrebenswertes Ziel hervor: Ob es um das Erreichen des Zustandes eines Einsseins mit dem Leben durch „Flow“ (Csikszentmihalyi 2010) geht oder darum, eine Resonanz Erfahrung gegenüber meiner (Um-)Welt zu empfinden (Rosa 2016), um dadurch im Modus des „In-der-Welt-seins“ (Heidegger) aufzugehen. Auch Positionen innerhalb eines Diskurses um eine Postwachstumsgesellschaft sind durch Bemühungen geprägt, wieder mehr „in Einklang mit sich und der Welt zu leben“. Durch ökologische Nachhaltigkeit, Selbstversorgung und Regionalökonomien (Paech 2008) sollen Selbst und Welt im Sinne einer graduellen De-Globalisierungstendenz wieder näher zusammenrücken.

Für die These einer Entgrenzung zwischen Selbst und Welt wird derzeit der Begriff der Sorge rehabilitiert: Posthumanistische Auseinandersetzungen entwerfen im Kontext von Care-Debatten, insbesondere in den STS, ein Konzept von Welt- und Dingsorge (Mol et al. 2010; Puig de la Bellacasa 2017), welches eine Ausweitung des Verständnisses von Care auf Tiere, Technik, Dinge sowie (Um-) Welt beinhaltet und diese somit nicht nur als Objekte von (menschlicher) Sorge auffasst, sondern selbst als „caregivers“ (Mol et al. 2010: 10) erscheinen lässt.

Im Vortrag soll eine kritische Perspektive auf eine derart entgrenzte Indienstnahme des Sorgebegriffs eingenommen und auf die Gefahr der Entgrenzung eines Selbst-Welt-Verhältnisses hingewiesen werden, dessen Potenzial doch gerade in einer „seinsentsprechende[n] Distanz“ (Plessner 1981: 407) liegt. Es wird dementsprechend die konträre These vertreten, dass der Begriff der Sorge als Praxis einer Grenzziehung zwischen Mensch und Welt im Anschluss an Plessners Konzept exzentrischer Positionalität fruchtbar gebracht werden kann.

Verleugnete Abhängigkeit, Gemeinschaftsehnsucht

Lutz Eichler

Lutz Eichler: Lutz.Eichler@fau.de

Das Verhältnis von Welt und Ich ist widersprüchlich: Der globale Zusammenhang war einerseits noch nie so dicht und der Einzelne so intensiv und durchdringend vergesellschaftet wie heute. Er ist durch und durch Produkt einer Weltwirtschaft und Weltkultur. Andererseits durchläuft jeder individualistische meritokratische Bildungsinstitutionen, ist jeder ökonomisch vereinzelt und die Kultur betont und belohnt Einzigartigkeit, Genius, Kreativität. Besser und Anders sein, Konkurrenz und Distinktion, sind zentrale Motoren der Wachstumsgesellschaft. Kollektivierung und Individualisierung bilden zwei in sich vermittelte Gegenpole, die eine negative dialektische Dynamik aufrechterhalten und befeuern. Allerdings sind die beiden Pole nicht gleichberechtigt. Die Übermacht des Weltsystems ist im Wortsinne gewaltig. Jeder Einzelne ist als Einzelner demgegenüber ohnmächtig und abhängig. Der subjektive Blick auf die soziale Objektivität ist von sozialer Angst gekennzeichnet: Die Angst „nicht voranzukommen“ oder nur geduldet, mitgeschleift oder gar exkludiert zu werden.

In dieser Situation greifen viele auf einen Modus der Konflikterarbeitung zurück, den man narzisstisch verstanden als normalpathologischen Idealtyp nennen kann. Es ist eine Art Schiefheilung, ein verunglückter Reparationsversuch mit Krankheitsgewinn. Dieser Typus verdrängt die Angst und verleugnet seine naturale und/oder weltgesellschaftliche Embeddedness bei fortbestehender Sehnsucht nach Gemeinschaft. In einer Kompromissbildung zwischen Individualität und Kollektivität wählt er eine identitätsstützende exkludierende Wir-Gruppe-Identität (Ethnie, Nation, Religion).

Dieser individuelle normalpathologische Narzissmus ist zur kapitalistischen Vergesellschaftung wahlverwandt. Charakteristisch für ihn ist die Gleichzeitigkeit einer Identifikation mit imaginären Kollektiven und einer idealisierten Selbstvorstellung, hinter der verdrängte Angst, Ohnmacht und Wut lauern. Charakteristisch für diesen normalpathologischen Narzissmus ist das Nebeneinander von falscher kollektiver und falscher individueller Identität.

Im Vortrag soll der Begriff des Narzissmus profiliert und seine Vor- und Nachteile gegenüber jenen der Entfremdung diskutiert werden.